

Gonzo wohnt nicht mehr hier

Was geschieht nur mit den Toten, fragt Tom Kummer in seinem Roman und findet auf seine Weise Antworten

PHILIPP THEISOHN

Es wäre verwegen gewesen, etwas anderes zu erwarten. Die Aufnahme von Tom Kummers Roman «Nina & Tom» musste mit einem Enthüllungsgestus einhergehen. «Er könne es nicht lassen», hielt die «Süddeutsche Zeitung» vergangene Woche Kummer vor, und gemeint war damit natürlich das Abschreiben, das unausgewiesene Nutzen von Fremdtext. Gefunden hat man etwa Sätze aus Romanen von Frédéric Beigbeder und Richard Ford.

Es würde nicht verwundern, wenn sich im Laufe der nun einsetzenden digitalen Recherchen nach und nach noch die eine oder andere verschwiegene Quelle einfände. Der Aufbau-Verlag hat bereits per Pressemitteilung sich dazu bereit erklärt, ein entsprechendes Verzeichnis in Folgeauflagen mitzuliefern, zugleich aber erläutert, Tom Kummer könne nun einmal «nicht anders kreativ arbeiten, als er es tut, und das ist nicht einmal auf der Ebene des Bewusstseins».

Ein zeithistorisches Zeugnis

Da formuliert natürlich im Hintergrund die Rechtsabteilung mit, und das ist wieder einmal durchaus schade. Denn gerade dieses Buch verträge es durchaus gut, wenn man die ihm zugrunde liegenden Schreibverfahren ganz offen und offensiv einmal zur Diskussion bringen würde. Freilich nicht, weil es einen dringenden Nachholbedarf beim Lesepublikum in Sachen Intertextualität oder unbewusstes Textgedächtnis gäbe.

Man muss nicht zwingend Kathy Acker – die selbst das Urheberrecht für eine Form der Prostitution hielt – lesen, um Kummers Roman interessant zu finden. (Man kann sie gleichwohl dort – bei Kummer – lesen, wenn auch nicht unter ihrem Namen.) Ob gewollt oder ungewollt: «Nina & Tom» ist gerade wegen seiner Macht nicht nur ein berührender, sondern vor allem auch ein zeitgeschichtlich relevanter Text.

Erschütternde Leseerfahrung

Um das zu verstehen, darf man ihn gerade nicht von seinem Verfasser lösen. Im Gegenteil: Dieser Roman lebt vom öffentlichen Wissen um den Journalisten Tom Kummer, seine Selbstinszenierung als «Bad Boy», um den Schaden, den er unter seinen Kollegen angerichtet hat, um die Verachtung und das Mitleid, die ihm oft im gleichen Atemzug von ehemaligen Weggefährtinnen und -gefährten entgegenschlagen.



Tom Kummer schreibt mit seinem ersten Roman ein Buch der Trauer. CHRISTIAN WERNER

All das gehört zu einem literarischen Versuchsaufbau, dessen Zweck vor allem der Klärung einer Frage dient: Was geschieht mit den Toten einer Welt, von der alle behaupten, sie sei ohnehin nur eine Aneinanderreihung von Versatzstücken, weil ihr Schöpfer nun einmal ein pathologischer Plagiator sei und «nicht anders könne»? Es ist die Antwort auf diese Frage, die «Nina & Tom» zu einer erschütternden Leseerfahrung werden lässt.

Das Sujet ist hier Trauer, die Trauer um den meistgeliebten Menschen. Gerahmt und strukturiert wird der Roman durch die letzten Stunden im Leben

von Kummers Frau Nina, die 2014 einem Krebsleiden erlegen ist. Eingeflochten in diese Stunden ist die Erzählung einer Liebe, die Anfang der 1980er Jahre in einem Klub in Barcelona beginnt und die sich streckenweise so liest wie eine von Kummers Storys. (Bisweilen liest man auch tatsächlich Kummers Storys; aus seiner Reportage über die Cholera-Epidemie in Peru, die er 1991 für den «Spiegel» geschrieben hat, hat er jedenfalls einen ganzen Absatz lässig zweitverwertet.)

Was heisst das, «wie eine von Kummers Storys»? Das heisst, dass der gewählte Gegenstand immer wieder ver-

stellt wird von den Eigeninteressen desjenigen, der ihn schreibend zu fassen versucht. Am Ende erweist sich die journalistische Wirklichkeit als eine Projektion von Lüsten, eine seltsame Mischung von individuellem und öffentlichem Begehren.

Eine Welt aus Lügen

Dort, wo diese Art von Reportagen den Namen «Gonzo-Journalismus» erhielt, bei dem von Tom Kummer verehrten Hunter S. Thompson, wurde sie getragen von einem Gestus der Aufklärung: der Befreiung vom Joch der «objektiven Berichterstattung». Kummer, den letzten echten Gonzo, führte die Überzeugung, dass eine Welt aus Lügen auch keine Wahrheit, sondern nur weitere Lügen verdient, bis hin zu seinen berühmten Fake-Interviews in Hollywood.

Mag man diese Pose heute im mildesten Sinne für überholt, im strengsten für unethisch halten, so hat sie Kummer selbst in «Nina & Tom» auf ihre härteste Probe gestellt. «Alles ist hier gewalttätig, glamourös, easy. Alles Oberfläche.» Während das erlebende Ich diesen Zustand gerade geniesst, weil es sich nicht lange mit Substanz herumschlagen muss, sondern gleich zu den Substanzen kommen kann, wird das erinnernde Ich unweigerlich mit dem Problem konfrontiert, dass in einem solchen Kosmos niemand Spuren hinterlassen und ein Mensch, der in ihm stirbt, von der Literatur nicht wieder heraufbeschworen werden kann.

Die abwesende Geliebte

Am Ende bleiben von ihr oder ihm Szenen, die sich womöglich nie abgespielt haben, Texte, die von ganz anderen oder für ganz andere einst geschrieben wurden, mehr oder weniger (eher mehr) pornografische Stereotypen, Erinnerungen an Drogen, Filme, Songs, Marken, kulturindustrieller Schutt – und die Geliebte nirgends.

Nirgends in diesem Buch kommt sie zum Vorschein, denn es ist nicht ihr Buch, sondern ein «persönlicher Bericht auf Ninas Kosten», wie der Erzähler am Ende gesteht. Und wer genau hinsieht, der versteht: Hier trauert nicht nur ein Mann um seine Liebe. Hier trauert auch eine in die Jahre gekommene Schreibhaltung um die ihr abhanden gekommene Welt. Nicht pietätlos. Herzerreissend.

Tom Kummer: Nina & Tom. Roman. Blumenbar-Verlag, Berlin 2017. 256 S., Fr. 28.90.

IN KÜRZE

Whitmans «Jack Engle» plangemäss bei DTV

as. · In der Ausgabe vom 26. April erschien ein kurzer Bericht über die von deutschen Verlagen geplanten Übersetzungen des wiederentdeckten Romans von Walt Whitman. Darin wurde infolge eines Missverständnisses mitgeteilt, dass der Deutsche Taschenbuch-Verlag seine auf Frühling 2018 angesetzte Edition einstweilen auf Eis gelegt habe. Der Verlag will jedoch die von Jürgen Bröcan, dem Übersetzer der «Grasblätter», besorgte und kommentierte Übertragung zum angekündigten Zeitpunkt herausbringen.

Die Autorin Eva Menasse erhält den Hölderlin-Preis

(sda) · Die in Wien geborene Schriftstellerin Eva Menasse erhält den mit 20 000 Euro dotierten Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg. Die Jury würdigte ihre Vielfältigkeit. Mit jedem Werk bearbeite Menasse ein neues Themenfeld, heisst es in der Begründung. Ihre Prosa verbinde «wortgewaltige und zarte Töne, Komisches und Melancholisches». Menasses Themen reichten von der Geschichte des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Den mit 7500 Euro dotierten Förderpreis erhält Nele Polatschek für ihren Roman «Das Unglück anderer Leute».

Übersetzerpreis für Eliza Borg und Lisa Palmes

(dpa) · Die Germanistin Eliza Borg und die Polonistin Lisa Palmes erhalten 2017 den Karl-Dedecius-Preis des Deutschen Polen-Instituts und der Robert-Bosch-Stiftung. Die mit jeweils 10 000 Euro dotierte Doppelauszeichnung für deutsch-polnische und polnisch-deutsche Übersetzer wird am 8. Juni in Krakau verliehen, wie die Stifter mitteilten. Borg und Palmes werden für «herausragende Leistungen sowie ihre Vermittlungsarbeit zwischen den Nachbarländern» geehrt.

Saudischer Autor gewinnt arabischen Booker-Preis

(dpa) · Der wichtigste Literaturpreis der arabischen Welt geht in diesem Jahr an den saudischen Autor Mohammed Hassan Alwan für sein Buch «Kleiner Tod». Alwans Roman werfe mit «bemerkenswerter Kunstfertigkeit und fesselnder Sprache» Licht auf den sufistischen Denker und Dichter des 13. Jahrhunderts, erklärte die Jury-Vorsitzende, die palästinensische Autorin Sahar Khalifa.

Das Kostümfest verwandelt sich in blutige Wirklichkeit

Vor dem Hintergrund der russischen Revolution entwirft Olga Slawnikowa in ihrem Roman «2017» eine düstere Zukunftsvision für das Land

ULRICH M. SCHMID

Als eine der ersten Intellektuellen hat sich die Autorin Olga Slawnikowa Gedanken über das 100-Jahre-Jubiläum der russischen Revolution gemacht. Im Jahr 2006 erschien in Russland ihr Roman «2017», dessen Titel natürlich auf George Orwells berühmte Dystopie «1984» verweist. Allerdings sind die Hinweise auf die neuen gesellschaftspolitischen Realitäten bei Slawnikowa eher verhalten und bilden keineswegs den Kern des Romans.

Im Vordergrund steht die prekäre Liebesbeziehung des Edelsteinschleifers Iwan Krylow zu einer rätselhaften Frau. Die beiden kommen überein, weder ihre Adressen noch ihre Telefonnummern auszutauschen. Jedes Treffen in der Vierrmillionenstadt, hinter der sich leicht Slawnikowas heimatliches Jekaterinburg erkennen lässt, könnte also das letzte sein.

Die Zweisamkeit der Liebenden bleibt allerdings nicht ungestört, ein Spitzel stellt ihnen nach. Bei der Hand-

lungskonstruktion lässt Slawnikowa vieles offen und gewährt der Phantasie des Lesers breiten Spielraum. Überhaupt verlässt Slawnikowa schnell die Bahnen des realistischen Erzählens. Es geht ihr in ihrem Roman offensichtlich nicht um die Etablierung einer zweiten Wirklichkeit, in der sie als Autorgott nach Belieben schalten und walten kann.

Ein Wortkunstwerk

In einem Interview weist Slawnikowa darauf hin, dass sie versuche, dem immergleichen Handlungsschema der Trash-Literatur eine künstlerisch anspruchsvolle Variation entgegenzustellen. In der Tat ist Slawnikowas Roman ein Wortkunstwerk im engeren Sinn. Sie präsentiert ihren Lesern fein zisierte Sätze, die in der gediegenen Übersetzung von Christiane Körner und Olga Radetzkaja ihre lyrische Qualität bewahren.

Ihre Figuren sind seltsam unwirklich, sie handeln nicht rational, sondern fügen sich ganz in den phantasmagori-

schen Kosmos des Romansewegens sich durch die Traumwelt der Geister, die wertvolle Edelsteine im riphäischen Gebirge hüten – hinter dieser anagrammatischen Bezeichnung für «Äther» verbirgt sich natürlich der Ural.

Das 100-Jahre-Jubiläum der russischen Revolution bildet den Hintergrund der Romanhandlung. In der Stadt tauchen weisse Kosaken und Rotarmisten auf. Allerdings verwandelt sich das Kostümfest bald in blutige Wirklichkeit: Nicht nur der Körper, sondern auch der Geist wird uniformiert. Der Bürgerkrieg, der sich nach der Revolution ausgebreitet hatte, sucht Russland auch im 21. Jahrhundert heim.

Slawnikowas Heldin erblickt den Grund für die Verrohung der Gesellschaft im Bankrott aller Gesellschaftsordnungen: «Vor dreissig Jahren ist das kommunistische Modell gescheitert, jetzt geht es sachte mit dem westlichen Modell bergab, mit Demokratie und Liberalismus.» Den tieferen Grund für diese Degradation findet sie in der mangelnden Qualität des «Menschenmate-

rials» (so hatte Lenin sein «Volk» genannt): «Ich hasse die sogenannten einfachen Leute. Sobald es um gesellschaftliche Missstände geht, stürzt sich alles auf korrupte Beamte, auf debile Politiker. Und keiner traut sich zu sagen, dass der Idiotismus dieser Welt in erster Linie von der Masse der sozialen Idioten verursacht wird.»

Spiel mit Referenzen

Slawnikowas Roman ist aber nicht nur eine pessimistische Zukunftsvision, sondern auch ein Spiel mit der russischen Literaturgeschichte. Nicht zufällig trägt ihr Held den Namen des wichtigsten russischen Fabeldichters, der die rätselhafte Wirklichkeit mit sinnstiftenden Erzählungen aufgeschlüsselt hat. Und ebenso wenig zufällig heissen Krylows Geliebte und seine Ex-Frau Tatjana und Tamara – diese Namen gehören in der romantischen Literaturtradition attraktiven und starken Frauengestalten.

Drei Jahre lang hat Olga Slawnikowa an ihrem Opus magnum gearbeitet, ein-

zelne Kapitel sind vorab in Literaturzeitschriften erschienen. Die russische Kritik war sich einig, dass man es bei «2017» mit einem literarischen Meisterwerk in der Tradition von Nabokov zu tun hat. Allerdings gab es zahlreiche Stimmen, die genau in diesem Vorzug auch einen Nachteil sahen.

So ist «2017» ein Roman für fortgeschrittene Leser. Slawnikowa unterbricht die Handlung ihres Romans immer wieder für lange Beschreibungen, die in ihrer Musikalität eine irisierende Wirkung entfalten. Sie verwischt immer wieder die Grenzen zwischen Realität und Phantasie und erweckt so in ihren Lesern genau jenes Gefühl der Orientierungslosigkeit, das auch ihre Figuren erfasst. Slawnikowas ästhetischer Gestaltungswille ist aber stets präsent und verleiht dem Text eine aussergewöhnliche Stringenz.

Olga Slawnikowa: 2017. Roman. Aus dem Russischen von Christiane Körner und Olga Radetzkaja. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2017. 462 S., Fr. 35.90.